

(Nachdruck verboten.)

47]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Vater Stolpe war sehr hart; er gehörte nicht zu denen, die gleich angesprungen kamen, sobald man nur pfiff! Aber ein paar Abende, nachdem der Kleine zur Welt gekommen war, lief ihn Pelle beinahe um, er schlich in einiger Entfernung um das Haus herum. Nun ja, er ging da und wartete auf Mutter, um sie nach Hause zu begleiten, das ging doch wohl niemand etwas an? Er tat sehr abweisend, war aber verhältnismäßig leicht zu bewegen, näher zu treten; und es währte nicht lange, bis es Ellen gelungen war, ihn aufzutauen. Sie hatte ihre eigene Art und Weise wie immer.

„Ich will Dir nur sagen, Vater, daß nicht ich zu Dir geschickt habe, sondern Pelle. Und wenn Du ihm nicht die Hand gibst und sagst, daß Du ihm Unrecht getan hast, so werden wir nie wieder gute Freunde!“

„Sie ist, weiß Gott, dasselbe hartgefottene Frauenzimmer, das den Stier bei den Hörnern packt, das sie immer gewesen ist,“ sagte Stolpe, ohne sie anzusehen. „Na, man kann wohl ebenso gut hineinspringen wie kriechen, und eingestehen, daß man sich schweinemäßig betragen hat. Wollen wir einen Strich durch die Sache machen, Schwiegersohn?“ Er reichte Pelle die Hand.

Als erst die Veröhnung überstanden war, wurde Stolpe ganz aufgeleckt. „Ich hatt' es mir wirklich nicht träumen lassen, daß ich das Mäd'el fürs erste zu sehen kriegen würd', und am allerwenigsten im Kindbett!“

„Sie ist ja immer sein Augapfel gewesen, und Vater hat die Geschichte oft leid getan. Aber er macht sich ja hart,“ sagte Frau Stolpe.

„Unstun, Mutter!“ brummte Stolpe, „Frauenzimmer müssen immer schwachen!“

Die Zeit hatte sie beide mitgenommen. Es war viel Arbeitslosigkeit im Fach gewesen, und Stolpe war jetzt bei Jahren, es wurde ihm schwer, es mit den Jungen auf dem Gerüst aufzunehmen. Man sah es den Kleidern an, daß sie nicht mehr in guten Verhältnissen waren wie in alten Zeiten. Aber Stolpe war noch immer Vorzüglicher des Fachvereins und ein angesehenere Mann innerhalb der Bewegung.

„Und nun, mein Junge,“ sagte er plötzlich und legte die Hände auf Belles Schultern, „mußt Du mich ein bißchen vertraut damit machen, was Du diesmal vorhast. Ich höre, Du fängst an, die Gemüter wieder aufzuwiegeln.“

Pelle machte ihm mit seinem großen Plan von den Genossenschaftsbetrieben bekannt, der Alte kannte übrigens allerlei davon, es zeigte sich, daß er aus der Entfernung Belles Tun und Treiben verfolgt hatte.

„Es ist am Ende gar nicht so übel das da,“ sagte er, „am Ende könnten wir ganz in aller Stille das Kapital aus der Welt herausbekommen, wenn wir alle zusammen darauf losgingen. Aber die Bewegung mußt Du auf Deiner Seite haben, und dann muß ausgemacht werden, daß jeder, der seine Partei nicht stützt, Streifbrecher ist.“

„Ich hab' e Anschluß bekommen, aber es geht ein wenig langsam,“ sagte Pelle.

„Dann müssen wir ein bißchen hinterher sein. — Pelle, was ich sagen wollte, dieser Sonderling, Brum heißt er ja wohl, wohnt der nicht bei Euch?“

„Er ist kein Sonderling,“ sagte Pelle. „Wir können ja hinaufgehen und ihn aufsuchen.“

Brum und Stolpe kamen gleich in ein Gespräch mit einander; sie waren gleich alt und hatten, jeder auf seiner Seite, die ersten Tage der Bewegung miterlebt. Frau Stolpe kam mehrmals und mahnte ihren Mann, sie müßten nach Hause.

„Na, es ist nie gut, sich mit seiner eigenen Frau zu überwerfen,“ sagte Stolpe endlich, „aber ich komme wieder. Ich höre, Sie bauen hier draußen, da möchte ich doch gern mal sehen, wie unsere eigenen Häuser aussehen werden.“

„Wir haben noch nicht angefangen,“ entgegnete Pelle. „Aber komm Sonntag heraus, dann zeigen Brum und ich Dir das Ganze.“

„Ihr gebt die Arbeit wohl an die Meister?“ fragte Stolpe.

„Nein, wir hatten gedacht, die Arbeitslosen hier zu beschäftigen, falls sie es übernehmen wollen und einen Mann haben, den man an die Spitze sehen könnte,“ sagte Brum. — „Aber das können Sie vielleicht übernehmen?“

„Sie können überzeugt sein, daß ich las kann,“ erwiderte Stolpe mit Selbstgefühl. „Sollte ich nicht der geeignete Mann sein, Häuser für die Arbeiter zu bauen? — Ich war schon Mitglied der Partei, als sie erst einen Mann zählte!“

„Ja, Stolpe ist der Veteran der Bewegung,“ sagte Pelle.

„Tod und Teufel, es wäre doch wirklich ein pudziger Zufall, wenn ich die Arbeit bekäme!“ sagte Stolpe, als Pelle die beiden Alten an die Straßenbahn begleitete. „Ich will einen Stamm Arbeiter auf die Beine stellen, wie kein Mensch was ähnliches gesehen hat, und was für Häuser wir auführen wollen! Keine Spur von Pappmaschee soll dabei sein!“

22.

Noch immer konnte es geschehen, daß Pelle erwachte und sich in der Dunkelheit nicht zurechtzufinden vermochte. Eine erstickende Angst besiel ihn, er hatte geträumt, daß er im Gefängnis war, und glaubte noch den Gestank des Aborts und die Ausdüftung der rohen Mauern zu spüren. Erst nach und nach besann er sich, wo er war; die Atemzüge, die um ihn her arbeiteten, und das warme Mitwirken in der Dunkelheit selbst führten ihn zurück in sein Heim. Er richtete sich froh auf und strich ein Streichholz an, um einen Schimmer von Ellen und den Kleinen zu erhalten. Sich wieder zum Schlafen niederzulegen, wagte er nicht, der Traum würde ihn gleich wieder in das Gefängnis zurückführen. Geräuschlos kleidete er sich an und schlich hinaus, um einen Spaziergang zu machen und den Tag erwachen zu sehen.

Es war wunderbarlich mit dem Traum, denn er stellte alles auf den Kopf! Im Gefängnis hatte er immer geträumt, daß er frei war und mitten im Glückslande lebte; billiger tat er es dort nicht! Dort war der Tag böß und die Nacht gut, und hier draußen war es umgekehrt; es war, als wenn etwas in einem immer das Ganze mit dabei haben wollte. „Ob das wohl die Seele ist?“ dachte er, während er gen Osten wanderte, um dem ersten Tageschimmer zu begegnen. Daheim auf dem Lande, in seiner Kindheit hatten die alten Leute geglaubt, die Träume seien die Seele, die sich losgelöst hatte und auf eigene Hand umherschweifte; einige hatten sie als weiße Maus dem Munde des Schlafenden entschlüpfen sehen, um neue Erlebnisse für ihn einzusammeln. Und es war ja die Wahrheit! Durch den Traum hatte der arme Mann bisher seinen ganzen Anteil erhalten, der trug ihn hinaus aus dem Gefängnis. Vielleicht wurden die Rollen in der Finsternis der Nacht vertauscht? Vielleicht kam die Seele des Reichen während der Nacht und schlüpfte in den Körper des Armen, um Leiden für ihren Herrn einzusammeln?

Es lag Frühling in der Luft. Bisher war er eigentlich nur in Belles eigenem Blut vorhanden, ein gebundenes Sehnen, sich auszubreiten, alle Grenzen zu sprengen. Er ging, das Gesicht dem dämmernden Tag zugewandt, und hatte ein Gefühl von unüberwindlichen Kräften. Woher er dies Gefühl bekam, wußte er nicht; aber es war da. Er fühlte sich selbst als etwas Unermessliches, das in einem kleinen Raum eingesperrt war, und die Welt sprengen mußte, wenn er losgelassen wurde. Er schritt hurtig dahin, über seinem Haupt stieg die erste Lerche auf. Langsam befreite die Erde ihr Antlitz von diesem wunderlichen Schleier von Ruhe und Nüchternheit, den die Nacht webt.

Vielleicht kam dies Gefühl von Kraft daher, daß er den Geist in Besitz genommen hatte und selbst die Uebersicht über die Welt beherrschte? Die Welt war ohne Grenzen, aber das waren seine Fähigkeiten auch; es gab keine Kraft mehr, die ihn aus seiner Bahn vertreiben konnte. In seinem eigenen Fußtritt hörte er die ganze Zukunft widerhallen, die Bewegung würde bald ein Ende haben, wenn sie erst die Tatsache verdaut hatte, daß das Ganze mitgenommen werden mußte. Noch hielt es ein wenig schwer, man wollte von der Seite die Bedingung für das Zusammenarbeiten stellen, daß Belles Ehre wieder hergestellt wurde. Pelle lachte und hob sein Antlitz der Morgenbrise entgegen, die gleich einem Kälteschauer dem Sonnenaufgang vorauslief. Außerhalb

stehend! — Ja, sag nicht eine große Wahrheit darin? Er hörte dem Bestehenden nicht an, dort wünschte er keine bürgerlichen Rechte. Es war sein Adelszeichen, daß er außerhalb war, sein Verhältnis zu der Zukunft lag in dieser Tatsache. Er hatte seinen Kampf als *Ausgestoßener* aufgenommen, und so wollte er siegen. Wenn er stieg, sollte es keine Paria-Kaste mehr geben.

Jetzt, wie er hier ging, die Nacht hinter sich, und ins Licht hineinsah, war es ihm, als sei er eben in die Jugend eingetreten und habe das Ganze vor sich, alles hatte er noch zugute! Und doch war es, als sei er seit dem Morgen der Zeiten mit dabei gewesen, so genau kannte er die Welt der Finsternis, die er verließ. War denn der Mensch nicht ein wunderliches Wesen in seiner Fähigkeit, einzuschumpfen und zu nichts zu werden, wie auch in seiner Fähigkeit, sich auszubreiten und das Ganze zu erfüllen! Jetzt begriff er Oheim Kalles Lächeln über alles; er hatte sich damit gepanzert, damit das Leben nicht zu tiefe Risse in sein weiches Gemüt reißen sollte. Der arme Mann war gezwungen gewesen, sich abzustumpfen, er würde ganz einfach verbluten, wenn er sich der harten Wirklichkeit hingab. Die Abgestumpftheit war wie eine harte Schale gewesen, die die Keinen beschützte; und nun kamen sie mit unversehrtem Herzen, trotz allem. Sie konnten sehr wohl Anführer sein in der guten Zeit!

(Fortsetzung folgt.)

4)

## Das Meer.

Von Gustaf Janson.

Dann legte sich plötzlich ein unerhört schweres Gewicht auf sein Gehirn, die Gedanken schwanden und die Angst wich. Es ward so still, daß Joel selbst die Stille vernahm. Dann ließen sich von weit her schwache, undeutliche Töne vernehmen, die wohl vom Säusen des Windes und dem Geplätscher der Wogen herrührten. Das schien ihm natürlich, ebenso natürlich wie die drückende Stille, die ihn wie in einen Ring einschloß, außerhalb dessen sich etwas rührte, dem er entgegentrieb.

Durch die Stille drang unerwartet leises Flüstern, Stimmen redeten und andere antworteten. Sie kamen näher, einige erhoben sich mit ernsterem Klang, aber noch konnte er nicht unterscheiden, was sie sagten. Dessenungeachtet war er weder neugierig, noch eifrig es zu wissen, ein Gefühl sagte ihm aber, daß er es bald erfahren würde. Plötzlich schwiegen alle Stimmen und das Boot schwankte unerwartet, es fletzte jemand über die Reling und nahm Platz im Boot. Gleich darauf trieb es wieder gleichmäßig und ruhig weiter, und Joel strengte sein Gehirn an, ausfindig zu machen, wer sein Passagier sei. Da sagte eine sanfte Stimme dicht neben ihm:

„Joel Nord, hörst Du mich?“

Der Lotsjunge nickte, der Stimme Klang berührte seine überreizten Nerven wie eine Liebesfugung.

„Dann wisse, daß Du willkommen bist!“

Joel lächelte dankbar.

„Steuere geradeaus, heute nacht sollst Du mit mir im Paradiese sein!“

Joel öffnete die Augen, die er eine Weile geschlossen hatte, und er merkte, daß sie feucht waren. Angst und Furcht waren von ihm gewichen, als hätte er sie nie empfunden, und ein wunderbarer Friede füllte sein Gemüt. Plötzlich war er wieder zur Wirklichkeit zurückgekehrt, aber die Finsternis und Stille schredten ihn nicht länger. Er wußte, daß er nicht mehr einsam war, und gelobte sich, ein neuer Mensch zu werden, sollte er gerettet werden. Gleich darauf lächelte er zweifelhaft. Die Hoffnung war lieblich, aber unsicher, das sagte er sich mit klarer Stimme, denn er war bereits ein anderer. Er wußte ja im voraus, daß auf dem Meer alles möglich sei. Daher war es nichts Merkwürdiges, was er soeben erlebt hatte; so mußte es sein. Mit dieser Ueberzeugung schlummerte er wieder ein und sah unerwartet den Himmel sich über ihm öffnen, ein strahlendes Licht umging ihn, und ein Chorgefang ertönte: Willkommen, willkommen!

„Ja, ich komme,“ sagte Joel mit freudigem Lächeln. Um ihn her klang es wie von Millionen abgestimmter Osharmonien. Es war ein unvergleichlicher Jubelchor, und Joel lauschte mit verstärkter Miene.

Plötzlich stand das Boot mit einem Ruck still. Er öffnete die Augen und blickte verwundert umher. Dieselbe undurchdringliche Finsternis, aber . . . was was das? Er war in einen Gürtel von Treibeis geraten. Die Dünnung hob und senkte die Eisstücke und brachte dadurch die Töne hervor, die ihn so entzückt hatten. Dann erinnerte er sich, wer er sei. Er versuchte seine Stellung zu verändern, vermochte aber nicht den Arm zu heben, da merkte er, daß der am Reling festgestoren war. Mit Aufgeböller aller Kräfte glückte es ihm, sich aufzurichten, denn grad und aufrecht wollte er stehen, wenn die Leute das Boot mit dem toten Steuermann fänden. Unaufhörlich sang das Treibeis seine Hymne, und ruhig und fest,

wie es einem Manne geziemt, dachte Joel an das Ende. Es schien ihm natürlich, daß er aus der langen Finsternis der Nacht in die Helle eingehen sollte, die er soeben geschaut hatte und ersehnte. Jetzt vernahm er Glodengeläut. Helle Glöckchen mischten ihre Klänge mit der tiefen Tönen schwerer Erzgloden, deren mächtiges Gedröhn die Luft erschütterte, dazwischen schmetterten die Rossaunen des Gerichts, stärker als Donnerschläge, und sanfte Flöten-töne, gleich dem Säuseln des Windes im Faltelwert klangen drein, Joel dachte nicht länger, er lauschte nur entzückt.

Sacht glitt das Boot durch das Eis. Es kratzte und schabte gegen dessen Wände, und der Wind zupfte neckisch am Segel. Die Kälte wurde immer schneidender, sie biß sich fest im Körper und ließ das Blut in den Adern erstarren. So segelte Joel Nord, ohne Steuer und Kompaß, einsam durch Nacht und Eis, aber rauh und aufrecht der Ewigkeit zu.

Er erwachte bei dem Klang von Hieben und Schlägen, und öffnete die Augen, um die der Frost während der Nacht die Haut weggebrannt hatte. Verwundert, was mit ihm vorging, begriff er erst allmählich, daß man ihn loshiebt von der Bank, an der er festgestoren war.

Seit dem Tage verfloß eine lange Zeit, die Joel im Krankenhaus zubrachte. Zwar ward sein Leben gerettet, aber die Kälte verließ nie mehr seinen Körper.

Im Herbst reiste er heim von Desterölands Küste, wo er ans Land getrieben war, und eines Tages, Ende September, landete er in Djupnäs.

Der erste, dem er begegnete, war Desterman.

„Ich glaube gar, Nord ist's.“

„Ja, ich bin's. Ich bin weder ertrunken, noch auf andere Weise abhanden gekommen, hier bin ich leibhaftig.“

Desterman blinzelte und schielte nach dem Mann vor sich. Er hatte Joel sofort wiedererkannt, und doch schien's ihm, er sei ein anderer. Quersicht fiel ihm auf, daß dessen linkes Bein steif war, und der linke Arm lahm und leblos, felsam gekrümmt, herabhäng. Das Antlitz war gefurcht, und die Augen, die ebenso scharf blickten wie zuvor, waren blutig und wund umrandet. Es ging Desterman zu Herzen, einen vordem stattlichen Mann so geknickt und zuschanden gerichtet, auf einen Stod gestützt humpeln zu sehen.

„Sieh nur!“ jagte Joel, nachdem er sich eine Weile hatte betrachtet lassen, „viel ist nicht von mir übrig, aber das bißchen taugt noch.“

„Hm . . . hm?“

„Ich errot . . . aber nicht ganz. Underthals Tage, nachdem das Boot fortgetrieben war, trieb es ans Land und . . . ja, seitdem hab' ich meistens im Krankenhaus gelegen. Viel war nicht übrig vom Leben, als die Fischer mich fanden. Aber wie's nun zuging, sie bliesen mir Leben in den Leib. Darüber ist nichts zu sagen. Der Mensch hat vieles durchzumachen auf seiner Erdenwanderung, sieht geschrieben. Und endigt's nicht schlimmer als bei mir, muß man sich drin finden. Hör nu, der die ganze Zeit daheim war, wie steht's mit Anna?“

Desterman wich Joels Blick aus. 's tat ihm weh, in diese wundergeränderten Augen zu schauen, auch fürchtete er, der Mann würde die niederschmetternde Nachricht nicht ertragen können.

„Sprich!“ ermahnte ihn Joel barsch. „Ich habe soviel durchgemacht, daß etwas mehr nichts auf sich hat.“

Desterman schwieg noch immer und blickte zur Seite.

„Ich muß gewiß selbst beginnen,“ sagte Joel gelassen. „Auf der Station hieß's, daß Eiderman den Abschied genommen und sich verheiratet wollte. Ist's mit Anna? Da Desterman auch jetzt keinen vernehmbaren Laut von sich gab, nickte Joel starr und setzte hinzu: „Ja, so konnte sie also nicht mal's Jahr umwarten. Na, dann war sie nicht die, für die ich sie hielt, so trägt sich's leichter.“

„Wenn Du's nur mal weißt, so ist's, wie Du's sagst,“ erklärte Desterman zögernd.

Abermals nickte Joel: „Du hast Sonntagskleider an, seh ich.“

„Na ja, da Du's doch von andern hören wirst, heut ist die Hochzeit.“

Joel schwieg nachdenklich eine Weile.

„Ist's Dir recht, so gehn wir miteinander.“

Desterman blickte erschrocken Joel an, der bitter lächelte.

„Bist etwa bange, daß es Spektakel gibt?“

„Nee, Du bist nun nicht mehr gefährlich. Komm nur, dann woll'n wir gehen.“

Sie gingen ins Land hinein. Unwillkürlich schritt Desterman drauf los, aber da er Joel vor Anstrengung leuchten hörte, ging er langsamer.

„Kümmre Dich nicht um mich, ich komme schon nach.“

„Nee, nee, das hat nichts zu sagen . . .“

Sie schritten schweigend ihren Weg fort, bis Desterman anhub:

„Du bist schlimm zugerichtet . . .“

Augenähnlich hatte Joel dem ähnliches erwartet, denn er begann jogleich:

„Das Bein ist steif und wird wohl nie mehr anders werden. Der linke Arm ist krumm geworden, ich mußte ja das Brett, womit ich steuerte, in der unmenschlichen Kälte halten. Ich fror fest, den Reiß kann man sich denken. Die Augen sind auch mitgenommen, aber sehen kann ich. Und dann natürlich das Reitzen, das werd' ich nimmer los.“

Deisterman nicht bodenklich zu allem und machte seiner Verwunderung und Teilnahme durch kurze Ausrufe Luft: „Aee, so was . . . das muß ich sagen . . .“ 's war doch auch zu schlimm.“

Joel nickte dazu und schwieg, als er mit seinem Bericht fertig war. Die beiden Kameraden verfolgten den hügeligen Weg nach dem Innern der Insel. Unterdessen waren Joels Gedanken mit dem beschäftigt, was er auf der Station vorgenommen hatte.

Daß er, den man für verloren hielt, wirklich wiedergekehrte, hatte stille Verwunderung und Freude geweckt. Dann wurde vom Dienst gesprochen und einige Lötchen genannt, die „fortgeliebten“ waren. Joel hatte hier und da beistimmend genickt, er kannte die Gefahren des Berufs. Aber von Eiderman schwieg er.

Vor dem Unglück muß man sich demütig beugen, das wußten alle da draußen an der Küste, und damit war die Sache abgetan. Nicht einmal zu Deisterman erwähnte er etwas von dem Argwohn, der in jener Nacht erwachte, da er ins Meer hinaustrieb. Im Stillen wiederholte er nur, was er sich schon viele Male gesagt hatte.

Ein Tauende gleitet leicht über Bord, ein Ruder kann verloren gehen, und ein steuerloses Boot treibt selbstverständlich mit dem Winde. Natürlich war er zum Dienst untauglich und alt vor der Zeit . . . dagegen war nichts zu machen, aber der muß sich schämen, der leicht zusammenbricht.

Nach einer zweistündigen Wanderung erreichten sie das Gehöft Granskär. Die Hochzeitsgäste waren gerade im Begriff, in die Boote zu steigen und zur Kirche zu fahren, als Deisterman und sein Begleiter anlangten.

„Um Himmels willen, ist das nicht Joel?“ brach die Braut aus. Bestürzt und verwirrt verbarg sie sich hinter den Eltern.

„Ja, das stimmt. Guten Tag auch.“ Darauf ging Joel zu Eiderman, der mit der Schnapsflasche in der Hand auf der Treppe vor dem Hause stand. „Guten Tag auch! Und nun will ich nur sagen, daß ich nicht derselbe wie früher bin, so kommt Eiderman diesmal billig davon.“ Darauf blieb Joel eine Weile unterhalb der Treppe stehen, und als er meinte, daß alle ihn genügend beobachtet hatten, wandte er sich und ging seines Wegs. An der Heckenpforte blieb er stehen und murmelte: „Er, Eiderman, erlagte, er ist schlimmer dran als ich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Türken.

Von Hermann Singer.

Das türkische Reich ist in einen Kampf um seine Existenz auf europäischem Boden eingetreten. Seine Gegner sprechen offen von einem „Kreuzzug“ und beabsichtigen ohne Zweifel die Beschränkung des Machtbereichs der Türken auf die asiatischen Länder, aus denen sie vor mehr als einem halben Jahrtausend gekommen sind. Wir sind somit Zeugen eines Schauspiels, das möglicherweise eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, und aus diesem Grunde mag ein Blick auf das Volk der osmanischen Türken gerechtfertigt erscheinen.

Die Türken im weitesten Sinne gefaßt, d. h. die Turkvölker, gehören ebenso wie die Finnen, Magyaren und Uralbulgaren, die in Europa unbestrittenes Bürgerrecht gewonnen haben, zur uraltaischen Familie der sogenannten mongolischen Rasse, und ihre Heimat ist das Innere Asiens, wo sie den Chinesen vor unserer Zeitrechnung als Tokiä bekannt waren. Dort hat es auch mächtige türkische Staaten gegeben, so den der Uiguren. Wiederholte freiwillige und unfreiwillige Wanderungen haben dann die Türken derart zerstreut, daß sie in räumlicher Hinsicht gegenwärtig das am weitesten verbreitete Volk der Erde sind; denn zu ihnen gehören sowohl die Jakuten an der Lena im östlichen Sibirien, wie die im 14. Jahrhundert nach Europa gekommenen Osmanen, die von jenen durch eine Entfernung von nicht weniger als 8000 Kilometer getrennt sind. Es wäre ein Irrtum, die Begriffe Türken und Mohammedaner einander gleichzusetzen. Die westasiatischen Türken sind allerdings, wie ihre meisten Mitbewohner auf demselben Boden, Bekenner des Islams geworden, aber die Jakuten sind noch Heiden und dazwischen finden sich Buddhisten. Wir beschränken uns in dieser völkerkundlichen Skizze auf die Osmanen, den einzigen Türkenstamm, der, noch dazu in hervorragendem Maße, Einfluß auf die Geschichte Europas gewonnen hat.

Ins Licht der Geschichte traten die Osmanen erst zu Beginn des 13. nachchristlichen Jahrhunderts, als sie unter ihrem Häuptling Suleiman in den Bergen Armeniens als nomadische Viehhirten ein Wanderleben führten. 50 000 Familien sollen es gewesen sein, die dort von Weideplatz zu Weideplatz zogen. Aber die Weiden waren bald erschöpft, und so wandte sich Ertoğrul, einer von Suleimans Söhnen, mit einer nur kleinen Schar über den oberen Euphrat nach der anatolischen Halbinsel, wo er in der Landschaft Phrygien den Grund zum osmanischen Reiche legte. Seinen Namen erhielt es wie der Stamm selbst von Ertoğruls Sohn Osman I. (1288—1326). Schnell bemächtigte sich nun die Osmanen dank ihrer kriegerischen Veranlagung anderer kleinasiatischen Provinzen des Byzantinerreiches, und schon Sultan Orchan, Osmans nächster Nachfolger, verlegte seinen Herrschaftssitz im Jahre 1326 nach Brussa, fast schon im Angesicht des Marmarameeres, und griff durch die Besetzung von Gallipoli als erster nach Europa hinüber.

Murad I. (1359—1389) entriß dem oströmischen Kaiser bereits Thrazien, eroberte 1361 das jetzt als starke türkische Stellung wieder bezeichnete Adrianopel und hielt hier Hof. Noch war Konstantinopel unbezungen, aber es glich bald einer vom Türkenmeer umbrandeten Ruine. Das großbyzantinische Reich fiel 1389 auf dem Amselfelde unter den türkischen Schlägen zusammen, die Balachei und Griechenland wurden unterworfen, die vereinigten von Siegismond von Ungarn geführten christlichen Heere 1396 bei Nikopolis geschlagen, und 1453 fand mit der Einnahme Konstantinopels das dem Türken Sultan schon tributpflichtig gewordene Ostrom sein Ende. Konstantinopel wurde Hauptstadt der Osmanen; der wiederholte Wechsel des Herrschaftssitzes erinnert an die nomadische Vorzeit dieses Türkenstammes. Ungarn wurde türkischer Schutzstaat und Wien zum erstenmale bedroht. Unter Sultan Suleiman II. (1520—1566) stand das Osmanenreich auf dem Gipfel seiner Macht. Aber dann erlahmte allmählich seine kriegerische Kraft, die wenig mit staatsmännischer Weisheit gepaart war, und es geht mit ihm bergab, trotz gelegentlicher furchtbarer Europa entsetzender Vorstöße.

Der osmanische Staat unter Ertoğrul begann mit etwa 400 Familien sein Dasein. Es können also nicht die osmanischen Türken selbst und allein sein, die jene Eroberungen vollbracht haben. Das ist auch in der Tat nicht der Fall. Andere westwärts nachziehende Türken und die unterworfenen, dem Islam zugeführten Völker, unter ihnen die Albanesen, haben die Sultansheere gebildet und auch manchen General gestellt. Eine wirkliche Türkenisierung ist indessen nur in Kleinasien erfolgt, wo sich ihr selbst das Griechentum nicht entzog. Die Völker der Balkanhalbinsel dagegen blieben in ihrer großen Masse, was sie waren, kulturell und religiös. Ihre Kultur war eben unter der langen Herrschaft Ostroms soweit vorgeschritten, daß sie dem im Vergleich zu ihr barbarischen Türkentum nicht mehr erlag, dieses sich eher jener bis zu einem gewissen Grade anpaßte. Und ethisch konnten sich hier die Türken erst recht nicht halten.

Gegenwärtig wird die Zahl der europäischen Türken mit Einschluß der außerhalb der Balkanhalbinsel lebenden Tataren und Kalmücken auf sechs Millionen geschätzt. Aber das sind bei weitem nicht alles reine Türken, sondern zumeist islamisierte slawische, griechische und albanesische Stämme. Bei dem Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges ist die Zahl der wirklichen Türken innerhalb der Balkanhalbinsel auf nur 700 000 angegeben worden, und sie kommt der Wahrheit näher; sie dürfte heute eher zu hoch als zu niedrig und auch zur Zeit der weitesten Ausdehnung des Türkenreiches in Europa nicht größer gewesen sein. Dem entspricht die Tatsache, daß unter der als türkisch bezeichneten Bevölkerung des Osmanenreiches kaum noch die physisch-anthropologischen Eigenheiten des Türkenvolkes zu entdecken sind. Wir haben sie vielmehr als eine ungleichartige Mischrasse zu betrachten, worin der den vielen fremden ethnischen Elementen aufgepfropfte uraltaische Artypus sich schon demmaßen vermischt hat, daß die einzelnen Volksglieder als reine Arier oder Semiten erscheinen oder doch nur selten Spuren der ursprünglichen Rasse erkennen lassen. Die östlichen kleinasiatischen Türken verraten deutlich den arischen Kurdenstypus, der hier die Grundlage für die ethnische Umgestaltung geliefert hat. Einen gewissen einheitlichen Typus zeigt die Mehrheit der osmanischen Bevölkerung nur im eigentlichen Anatolien, aber diese Einheitlichkeit geht unerkennbar auf die griechische Basis zurück; die in geringer Zahl hier eingewanderten Türken sind überwiegend demmaßen in der griechischen Vorbevölkerung aufgegangen, daß trotz späteren Hinzutretens anderer Elemente die heutige Gesamtheit einen besonderen griechisch-türkischen Mischtypus darstellt. Dagegen haben einige Nomadenstämme Kleinasiens, wie die Zürük, Türkman oder Götsche, aus unbekanntem Ursachen mit dem Romadentum auch das Geuphere des Urtürken sich bewahrt.

In der europäischen Türkei bietet Konstantinopel ein buntes Völkergemisch, dem nur die Eigenart der Tracht, der Kopfbedeckung, des rasierten Hauptes und des Bartes einen speziell osmanischen oder — richtiger ausgedrückt — moslemischen Anstrich zu geben vermag. „Es ist“, sagt Bamberg, „eigentlich nur die Phantasie, die hier eine ethnographische Scheidewand aufstellt, denn der Osmane am Bosphorus kann sofort in einen Griechen oder regelrechten europäischen Südländer umgestaltet werden, wenn man ihn in ein europäisches Kostüm steckt und die orientalische Kopftracht mit einer europäischen vertauscht hat; eine Bemerkung, die auch auf die übrigen Osmanen der europäischen Türkei paßt, so daß bei diesen der südslawische und albanesische Typus vorherrschend ist“. Man sieht unter den Türken ferner Leute von häßlichem, affenartigem Geschnittschnitt und hakenartig fortschreitende Veredelungen bis zu zarter, feiner Gesichtsbildung mit rundem Schädel, hoher Stirn, großem Gesichtswinkel, schön geformter Nase, quersiehenden, üppig bewimperten Lidern, zartem Knochen- und Muskelbau, leicht gekraushtem schwarzem Haarwuchs. Es gibt auch blonde und rothaarige Türken.

In sozialer und geistiger Beziehung herrscht indessen unter den osmanischen Türken eine größere Einheitlichkeit, die zurückzuführen ist einmal auf die persische Kultur, der sie in Asien unterlagen, dann auf den langen, ununterbrochenen Einfluß des Islams, der, ebenfalls noch in Asien, namentlich Sprache und Literatur zerstreut hat, und endlich auf die Einwirkung der hohen byzantinisch-griechischen Kultur auf sie in ihren europäischen Sizen. Ja, schon als die osmanischen Türken nach Europa kamen, hatten sie von den klein-

astatischen Griechen manches Kulturgut angenommen, ebenso wie bereits in den Adern vieler weltlicher und kirchlicher Würdenträger hellenisches Blut floß. Man darf wohl sagen, daß die Türken infolge Blut- und Kulturmischung heute kaum als ein Europa landfremdes Element zu bezeichnen sind; der abendländischen Christenwelt erscheinen sie viel näher gerückt, als man gewöhnlich annimmt.

Spuren dagegen des Urtürkentums sind heute in den Sitten und Gebräuchen der Osmanen nur sehr dürftig. Hierzu gehören gewisse Gebräuche bei Geburt und Hochzeit. In vielen Gegenden Kleinasiens wird das neugeborene Kind noch genau so, wie bei den Kirgisen, mit Salz bestreut oder mit Fett eingerieben. Und mit denselben Feierlichkeiten, wie sie bei den Kirgisen üblich sind, begibt sich auch bei den Osmanen die junge Frau nach der Eheschließung ins Haus ihres Mannes, doch ist das Pferd der Steppe durch eine Säufte ersetzt. Hier wie dort darf die junge Frau ihrem Schwiegervater das Gesicht nicht zeigen, ihn nicht mit seinem Namen nennen. Das sind Erinnerungen an die alte Heimat, und zu ihnen gehören auch die Verehrung für den Herdkeßel, die Vorliebe für das Waffenhandwerk, das Pferd, für die Schafzucht.

Viele Charaktereigenschaften aber — und unter ihnen nicht die schlechtesten — sind das Erbe der nomadischen Steppenbewohner. In seinem Ernst, in seiner Schwermütigkeit, Gemessenheit und Ruhe verrät jeder Osmane, mag noch so viel fremdes Blut in seinen Adern fließen, den „Stadttürken“. Fröhlichkeit, Ungelassenheit, Zeichen der Eile, der Aufregung, vieles und lautes Reden sind unischlich oder überhaupt unzulässig. Vor allem erinnert der türkische Bauer Anatoliens in vielem an den innerasiatischen Urahnen. Man zeichnet aus: Redlichkeit, Fleiß, Geduld, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Bedürfnislosigkeit und eine ideale Gastfreierheit, die nach Namen, Woher und Wohin des Gastes höchstens dann erst fragt, wenn dieser sich bereits zum Aufbruch rüstet. Ohne Widerrede und trotz oft schlimmster Behandlung durch die Beamten ist der anatolische Landmann stets bereit, Gut und Leben für den Sultan und den Glauben zu opfern; ihm verdankt der Türke seinen Ruf als „bester Soldat der Welt“. Unter den gebildeten Klassen und in der Beamtenschaft sind alle diese alttürkischen Eigenschaften stets weit weniger ausgeprägt gewesen.

## Kleines Feuilleton.

### Luftschiffahrt.

Die Ursache der Fliegerabstürze. Wenn sich auch im Vergleich zur Vermehrung der Flugunternehmungen die Zahl der Unglücksfälle vermindert hat, so scheint ihre absolute Häufigkeit doch noch dauernd zu steigen, da eben der Flugport selbst mit reißender Schnelligkeit anwächst. Gefährlich wird der Kunstflug auch wohl immer bleiben, vielleicht sogar gefährlicher als irgend ein anderes Fortbewegungsmittel. Dennoch läßt sich auch mit einiger Sicherheit voraussagen, daß sich noch weitere Mittel finden werden, die eine Verminderung der Gefahr herbeizuführen imstande sind. Generalmajor Kureutcher hat in der „Deutschen Luftschiffahrtzeitung“ angesichts der vielen tödlichen Unfälle der letzten Wochen die hauptsächlichsten Ursachen der Abstürze untersucht und sie nach dem Grade der Verhütungsmöglichkeit gruppiert. Am unglücklichsten Ende dieser Reihe würden die stehen, in denen gewisse Naturereignisse, die sich von Menschen weder voraussagen noch bezwingen lassen, durch plötzlichen Eintritt eine Vernichtung des Flugzeugs und seines Insassen nach sich ziehen. Als das andere Ende der Reihe werden solche Fälle gekennzeichnet, die nur durch die Unterlassung von ganz bestimmten Vorsichtsmaßnahmen entfallen. Zwischen diesen beiden Gegenständen liegt nun eine lange Folge von Möglichkeiten, in denen sich Verschiedenes miteinander vereinigt, was teils im Nachbereich des Menschen liegt, teils von ihm nicht beherrscht werden kann. Dieser Gedankengang kann wenigstens zu einer Klärung der Verhältnisse führen und wird zunächst zu zeigen haben, was alles zur Vermeidung von Flugunfällen geschehen kann und muß.

Eine Gruppe der Vorbedingungen ist von rein technischer Art. Es handelt sich dabei um alle Fehler des Materials und der Konstruktion, durch die Reibungen und ähnliche Behinderungen des Motors oder der Steuervorrichtungen entstehen können. Als eine zweite Gruppe der Ursachen für Flugunfälle werden solche genannt, die nur durch besondere geistige Beherrschung des Führers überwunden werden können. Dazu ist nicht nur Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, sondern auch eine gewisse Summe von Velehrung und Erfahrung erforderlich. Eine genauere Betrachtung des Flugmechanismus lehrt, daß ein Flugzeug nur solange von der Luft getragen und vom Führer willkürlich beherrscht werden kann, wie die Luft infolge der Vorwärtsbewegung des Flugzeuges an dessen unterer Tragflächenfläche von vorn nach rückwärts vorbeistreicht. Am sichersten wird dieser Zustand selbstverständlich bei einer einfachen Fahrt in etwa wagerechter Richtung erhalten bleiben. Da aber gerade die Möglichkeit des beliebigsten Nüchtungs- und Höhenwechsels dem Flugzeug im Vergleich zum Ballon seinen großen Vorzug erteilt, so muß diese Lage häufig verlassen werden, und damit tritt eine Vergrößerung der Gefahr ein. Wird eine solche Wendung zu kurz und zu scharf ausgeführt, so geht die Luft unter den Tragflächen nicht mehr von

vorn nach hinten, sondern seitwärts hindurch. Dadurch stellt sich das Flugzeug scharf, und damit kommt es zu dem berüchtigten Absturz „in der Kurve“. Der Führer muß genau wissen, was er bei einer Wendung seinem Flugzeug an Schrägstellung zumuten darf, und zwar nicht nur in der Schärfe der Wendung, sondern auch in ihrer Dauer. Wenn ein Verlagen des Motors als Ursache eines Absturzes angegeben wird, so liegt darin eigentlich eine Ungenauigkeit. Dieser Vorfall kann nur als mittelbar verantwortlich gemacht werden. Es kommt für die Tragweite ganz darauf an, ob und wie es dem Führer gelingt, vom Motorflug zum Gleitflug überzugehen. Dieser Uebergang gehört nun freilich zu den schwierigsten Leistungen des Fliegers. Ein Nest der vom Motor gegebenen Geschwindigkeit muß eben noch für die richtige Einleitung des Gleitfluges ausgenutzt werden. Mit Absicht wird dies Kunststück bei jedem Abstieg ausgeführt.

Alle bisher erfundenen Vorrichtungen zur Verhütung von Unglücksfällen gehen darauf aus, dem Flieger soviel Zeit zu verschaffen, daß er der Gefahr durch ein bestimmtes Manöver begegnen kann.

### Archäologisches.

Amenophis IV. Die merkwürdigste Persönlichkeit der ägyptischen Geschichte ist ohne Zweifel der Kegerkönig Amenophis IV. Als einziger unter den Pharaonen wagte er es, gegen die Allgewalt der Priester auf politischem und geistigem Gebiet anzulämpfen. Er suchte ihrer Macht den Todesstoß zu versetzen, indem er ihre Grundlauge angriff, die Vielgötterei und den mit ihr verbundenen Aberglauben. Amenophis verbannte die fragenhaften Tiergötzen von seinem Hofe und bekamte sich statt dessen zur Religion des einen Sonnengottes. Der Kampf gegen die Tradition gibt dem ägyptischen Leben unter der Regierung dieses Herrschers einen Schwung, den es weder vorher noch nachher jemals befehlen hat. Auch auf die Kunst hatte die große Reform ihren Einfluß ausgeübt: wir finden in den Werken jener Epoche einen überraschenden Naturalismus. Der König ließ sich von den Hofkünstlern so darstellen, wie er wirklich war, und so erblicken wir in seinen Bildern statt der üblichen Götter- und Heldenpose einen häßlichen, kranker Mann. Amenophis IV. baute sich für seine neue Aera auch eine neue Residenz. Es ist die Stadt Tell el Amarna, in der die Deutsche Orientgesellschaft seit einiger Zeit überaus erfolgreiche Ausgrabungen vornimmt. Auch die Kampagne des letzten Jahres, über die jetzt Prof. Ludwig Borchardt-Kairo, der Leiter der Grabungen, in den „Mitteilungen“ der Gesellschaft Bericht erstattet, hat eine Reihe interessanter Kunstwerke aus der Periode Amenophis IV. zu Tage gefördert.

Zunächst sei der Kopf einer braunen Sandsteinstatue erwähnt, die eine der Töchter des Pharaos darstellte. Daß der König einen stark verbildeten Hinterkopf hatte, ist bereits bekannt. Bei seinen Töchtern, deren er vier hatte, war diese Eigenschaft noch entschwiebener ausgebildet. Das stellte natürlich den Bildhauern eine schwierige Aufgabe, die jedoch der Künstler des neuen Prinzeßinnenkopfes vortrefflich gelöst hat. Er hat den Schädel ganz naturalistisch mit jeder Beule modelliert. Besonders gut sind ihm die Stirn und der untere Hinterkopf mit den Muskelansätzen gelungen. Sodann wurde in dem Atelier eines Bildhauers, der für den König gearbeitet hat, eine prächtige Statue des Amenophis selbst gefunden. Der König hält eine Opferfahle mit beiden Händen vor sich, auf der die Opfergaben in ganz zartem Relief ausgeführt sind. Mit besonderer Beachtung ist der Körper des Königs behandelt, die weidliche Brust, der etwas starke Leib und die fetten, nicht etwa muskulösen Oberschenkel. Besonders zart ist das Gesicht modelliert, das durch das Fortlassen der scharfen Linie des untern Augenlides eine eigentümliche, jedenfalls beabsichtigte Weichheit bekommen hat. Gar nicht sehr weit von der Fundstelle dieses Kunstwerkes wurde ein anderes gefunden, ein unfertiges Relief aus demselben feinkörnigen Material. War die Statue mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Bildhauermodeß anzusehen, so ist dies Relief mit Sicherheit als solches zu bezeichnen. Es ist der nicht fertig ausgeführte Entwurf einer auch in den Gräbern von Tell el Amarna ähnlich vorfindenden Genrezene. Der König, in langem Gewande und mit dem Kopftuch angetan, sitzt sehr bequem, sogar etwas lässig auf weichgepolstertem Stuhle, die Füße auf einer gleichfalls gepolsterten Fußbank. Er hebt einen großen Becher, in den die ihn beim Mahle bedienende Königin aus einem kleinen Fläschchen Wein eingießt. Sie trug, soweit das bei dem unfertigen Zustande des Reliefs erkennbar ist, ein langes Gewand und hohe Perücke. Wie auf so vielen Bildern Amenophis' IV., strahlte auch hier die Sonne über dieser schönen, ruhenden Familienzene.

Ein wahres Meisterwerk ersten Ranges ist ein Modellkopf des Königs, der gleichfalls in der Bildhauerverkstatt entdedt wurde. Dieses Porträt rückt uns die Physiognomie Amenophis' IV. besonders nahe. Der Ausdruck des Hochmuts, den er in seinen übrigen Bildern zeigt, tritt in diesem jugendlich geformten Gesicht zurück. Daffir zeigt der vornüber gestreckte Kopf mit den seltsamen Augen deutlich den Schwärmer an. Die Reaktion, die bald nach dem Tode des Amenophis einsetzte, hat auch der Blüte von Tell el Amarna ein Ende bereitet. Man glaubte bisher, daß die Stadt nach der Wiederherstellung der alten Religion verlassen worden sei. Die Forschungen Borchardts haben jetzt bewiesen, daß diese Annahme irrig ist. Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.